

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921**

20.2.1921 (No. 8)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 8



20. Febr. 1921

## Erich Brod / Der geistige Abstieg in Elsaß-Lothringen.

Wenn vor dem Kriege die elsässischen Karikaturisten Zislin und „Dank“ (dieser, Walt mit Namen, altdentscher Abkunft wie so viele der bösen Geister des Elzases vom Bischof von Fürstenberg über Eulogius Schneider bis auf Wetterlé) in mehr handgreiflichen als geistreichen Zeichnungen die unendlich feine und unterlegene Geisteskultur Frankreichs mit der plumpen teutonischen Barbarei kontrastierten, so fanden sie in den Kreisen des elsässischen Bürgertums nicht allzuviel Widerspruch. Es war viel, wenn man in diesem Zusammenhange, wie ein jetziger elsässischer Kammerabgeordneter in einer Rede zu Lyon kurz vor dem Kriege erklärte, die Ideen Kant's und Schiller's gelten ließ, welche, vom Gift des Pangermanismus weniger infiziert, zu den „großen Grundgedanken der französischen Revolution“ einigermaßen paßten. In der berühmten Doppeltkultur sollte die lichte Klarheit der französischen Zivilisation den Rahmen abgeben, in den einige Fehden deutschen Gedankengutes hineingespannt wurden. Inzwischen hat man nun reichliche, manchen vielleicht allzu reichliche Gelegenheit zu eigenem Vergleichen erhalten. Und da haben viele ganz Unwillige gelernt, was großmäulige politische Phrasen und was fruchtbare kulturelle Kleinarbeit für das wirkliche Leben bedeuten. Es gibt heute vielleicht keine glühenderen Verteidiger der Fortschrittlichkeit, Sauberkeit und technischen Vollkommenheit der Zustände des alten Deutschlands als im Elsaß gegenüber dem Bestreben der Franzosen, dem Lande diese seine Errungenschaften zu entreißen und dafür ihre rückständigen, verwahrlosten und bürokratischen Einrichtungen aufzudrängen. Während materiell der Vergleich zwischen linkem und rechtem Rheinufer heute eher zu unseren Ungunsten ausfällt, da die Franzosen schon mit dem P...nett dafür sorgen, daß unsere Mühseligkeit und unser Aufbaumillen keinen Vorsprung vor ihrer Passivität gewinnt, ist auf geistigem Gebiet der Niedergang Elsaß-Lothringens gegenüber der deutschen Zeit ein ganz eindringlicher; und rein technisch bleibt diese Arbeit des reinen Niederreißen's in ihrer Schnelligkeit und Gründlichkeit bemerkenswert. Ein kurzer Blick auf die einzelnen Gebiete des Geisteslebens zumal in der ehemaligen Landeshauptstadt wird das bestätigen.

Dem Schulwesen ging man zuerst und am wirksamsten zu Leibe; der Erfolg war ein außerordentlicher. Die meiste Zeit wird heute in den Schulen mit dem vollkommenen Aneinander-vorbeireden der oft nur französisch redenden Lehrer mit den meist nur deutsch redenden Kindern verthan — vielleicht einigt man sich schließlich auf Esperanto. Kürzlich in der Presse veröffentlichte Schulaufsätze boten fürchterliche Einblicke; in wenigen Jahren wird die Zahl der Analphabeten noch über die vor 1870 hinausschnellen. Auch die Universität hat man mit großer Tatkraft zum Versumpfen gebracht; mit einem Drittel der Studentenzahl der deutschen Zeit und einem von Elsässern weitgehend gereinigten Lehrkörper vegetiert sie wie alles, was in Frankreich Provinz ist, kümmerlich weiter. Auf den Lehrkräften, vor welchen erlauchte Geister wie Simmel oder weitberühmte Fachgelehrte wie Chiari, Knapp, Laband, Baumler

und viele andere noch in den letzten Jahren Schüler aus allen Ländern versammelten, machen sich lichtsichere Sterne dritter und vierter Größe breit. Was aus der kostbaren Universitätsbibliothek geworden sein mag, wagt man nicht auszubedenken. Das mit zahlreichen kleinen und den großen Strassburger Verlagen von Trübner, Heib und Singer blühende Buchgewerbe ist ganz zum Stillstand gekommen. Heib, ein Altelsässer, brachte kürzlich noch einige deutsche Bücher heraus, doch können die begrenzten Kreise des Landes eine weiterausgreifende Tätigkeit auf diesem Gebiete nicht alimentieren, selbst wenn die Franzosen eine solche mit ansehen wollten. Auch in bezug auf darstellende Kunst ist die Stadt, in welcher noch unlängst Pfühners „Palestrina“ entstand, auf die bescheidene Höhe der französischen Provinz herabgekommen. Die Blätter, welche wenige Tage vor dem Einzug der Franzosen die deutsche Oper verhöhnnten und Gounod als Geist von ihrem Geiste anstimmelten, sprechen nur noch in tiefster Resignation von dem elsässischen Theaterwesen und blicken neidisch nach Baden hinüber. Der Versuch, die Musik zu entgermanisieren, hat die Oper reichend geleert, welche sich erst durch den kürzlich freigegebenen Wagner etwas erholen konnte; und daß die spärlichen Solistenkonzerte mit ihrer ewigen Abfolge von Debussy zu César Franck und wieder zurück eine mäßige Anziehungskraft entfalten, begreift sich. Wo umfangreiche, gut geleitete und auf bemerkenswerter geistiger Höhe stehende Zeitungen kraftvoll und selbstbewußt die elsässische Art und Sache vertraten, da winden sich jetzt noch einige Winkelblättchen unter dem Griffe einer unendlich strengeren und ideenärmeren Zensur als es je die deutsche im Kriege war. Einzig die „Republik“, früher „Büraerzeitung“, ragt noch ein wenig über das allgemeine Niveau hinaus. Im übrigen ist die Dürftigkeit und Einseitigkeit des Nachrichtendienstes, der schlechte Stil der Zeitartikel und das grauenhafte Kauderwelsch der in Paris von irgend einem Tippfräulein übersehenen Kammer- und Parteitagberichte überall dasselbe. Auch im Anzeigenteil zeigt sich die Degeneration der deutschen Sprache etwa auf dem Tiefstand der deutsch-amerikanischen: durch die Unfähigkeit, losgelöst von dem kompakten Körper der Sprachentwicklung, alle von Frankreich her gebotenen Spezialausdrücke schnell und adäquat deutsch wiederzugeben, wird die Muttersprache zu einem auf Schritt und Tritt französisch durchsetzten buntschiedigen Fargon, dessen Kulturwert rapide sinkt. Was von dem elementaren Geistesgut der freien Meinungsäußerung übriggeblieben ist, ist zum Weinen. In den „Strassburger Neuesten Nachrichten“ vom 18. 12. 1920 z. B. polemisiert der Schriftleiter Jean Kunkel mit überlegenem Spott gegen einen Artikel des Grafen Rosp im „Reichswart“. Leider muß er sich auf ziemlich allgemein gehaltenes Schimpfen beschränken, da er nichts von dem Inhalt des angegriffenen Aufsatzes verraten darf — sonst würde er als Roche und Verräter denunziert (wörtlich). Ein jämmerliches Schauspiel! Auf französische Fußstapfen wird mit einer Demut, Sanftmut und Bescheidenheit beantwortet, welcher vielleicht in besseren Welten Kränze bereitzugehalten werden, jedoch in dieser sicherlich keinerlei Er-

folg beschieden sein wird. Wie konnt ich einst, zu deutscher Zeit, so wacker schmälern! Das ist nun freilich vorbei.

Jedoch das alles, bedeutsam genug, sind doch nur Einzelheiten. Der tiefste Grund dieser Erscheinungen ist, daß eine so unorganische Vermengung zweier vielfach gegensätzlich konstituierter Kulturideen, besonders wenn die eine sich für allein seligmachend hält, unbedingt geistig verarmend wirken muß. Straßburg, früher ein geistiges Zentrum Europas, Sammelpunkt aller selbständigen und zukunftsreichen Köpfe, das Elsaß, Land einer reichen, bunten und eigenwilligen Kultur — fiel einem Eindringling zum Opfer, dessen tiefste Leidenschaft Zentralismus ist, brutales Gleichmachen aus Lust an der Gleichheit und Regelmäßigkeit. Wo dieses Streben auf positive bodenständige Kulturformen trifft, kann es seine Ungleichungsstendenz nur durch Zerstören, Abtragen, Begrabieren wirksam machen. Alle unorganische Gleichmacherei kann nur nach unten zu geschehen. Dagegen sehen sich nun die Elsässer, denen ein halbes Jahrhundert Wiedervereinigung mit dem Mutterlande den Rücken gestärkt hat, dumpf zur Wehr. Der erste Punkt unveröhnlicher Fehde ist der der Religion. Nach der Einstellung der deutschen Kultur ist ein tieferes und wertvolles Menschentum ohne Religion im weitesten Sinne nicht möglich. Das Elsaß hat, tief verwurzelt in dieser Weltanschauung, dem deutschen Mutterland nicht nur religiöse Geister wie Tauler, Geiler, Buber und Spener geschenkt, sondern auch auf seinem Boden dessen größte Genien religiöser Kunst und Philosophie Erwin, Grünwald und Ehart, zur schönsten Blüte gebracht. Der französische Durchschnittsbürger dagegen, nicht zufrieden, Klerikalismus, Ultramontanismus und Obskurantismus zu bekämpfen, steht dem tief menschlichen Phänomen der Religion mit für uns kaum faßlicher Gleichgültigkeit und vollendeter Verständnislosigkeit gegenüber. Hier treffen also im Elsaß Feuer und Wasser zusammen — bisher wie überall zum Nachteil des Landes. Die theologischen Fakultäten fristen ein vielleicht nur noch kurz bemessenes kälatisches Dasein; die mit so viel Selbstbewußtsein vom Zentrum der Regierung abgeforderte thomistische Philosophieprofessur scheint auch laut- und protestlos in der Verenkung verschwunden zu sein. Die evangelisch-theologische Fakultät zählt 12 Professoren und 20 Studenten, dabei sind jetzt schon 50 Pfarrstellen im Lande unbezetzt. Die religionsfeindlichen Lehrer aus Frankreich vermehren sich, statt abzunehmen, die Hunderttausende eingewanderter Franzosen stoßen sich an dem frommen Sinne der Einheimischen; Blasphemien und diesbezügliche Reibereien aller Art sind an der Tagesordnung. Der sittliche Tiefstand des französischen Volkscharakters auf geschlechtlichem Gebiete, von dem die Elsässer schon mehrere fauldicke mühsam vertuschte Proben erhielten, reißt die Lust noch tiefer auf.

Der zweite Brennpunkt des Kampfes ist die deutsche Muttersprache. Auch hier dasselbe Bild. Man gibt den elsässischen Abgeordneten in Paris beruhigende Erklärungen und zugleich den französischen Beamten in Straßburg die entgegengesetzten Anweisungen. Der Kampf gegen das Deutsche geht auf der ganzen Front weiter, mit besonderem Fanatismus genährt

durch die eingewanderten Franzosen. Die Abwehr hat neuerdings deutlich an Stärke gewonnen, geschieht jedoch wohl vor der Hand im allgemeinen mehr aus der bekannten alemannischen Hartköpfigkeit heraus als aus einem klaren Bewußtsein des positiven Wertes und Rechtes der Muttersprache. Die Presse stellt die deutsche Muttersprache der Elsässer immer noch als eine unglückliche Schicksalsfügung hin, mit der man sich abfinden müsse, einen peinlichen Zufall, an dem man unschuldig sei. Entschuldigen Sie, daß ich so geboren bin — dieser Ton ist vorläufig, nicht zuletzt dank der gut funktionierenden Zensur, noch der vorherrschende. Allerdings ist zuzugeben, daß es den Franzosen schwer begreiflich sein muß, daß die Elsässer jetzt ein Stück davon leidenschaftlich behalten wollen, was sie in weiten Kreisen einstimmig mit ihren „Befreierern“ als Hochtölpel und Barbarei bezeichneten, was sie von den Kanzeln herunter mit Lobgesängen dem Sieg der Zivilisation preisgaben. Besser kann die Stellung der Elsässer erst werden, wenn sie der großen suggestiven Weltkluge von dem allein berechtigten Ententwesen gegenüber den Mut finden, sich zu ihrer Art positiv und unerschütterlich zu bekennen. Bis dahin werden wir gut tun, da dieser Kampf unserer Sprachgenossen ganz unserer Einflusnahme entzogen ist, uns mit einem gewissen Fatalismus im Bezug darauf zu wappnen. Ist das kernhafte deutsche Wesen dieses Stammes noch so weit gesund, daß es durch die gegenwärtige Kofftur wieder mobilisiert und auf die Oberfläche gebracht wird, so wird sich Elsaß-Lothringen auch ohne uns durchsetzen. Wenn nicht, so wird es nicht das erste und größte Opfer sein welches Deutschland in seiner Geschichte seiner eigenen Zerrissenheit und Wankelmütigkeit unwiederbringlich gebracht hat. Jedenfalls, wenn noch einmal die äußere Lage sich so gestalten sollte, daß ein Wiedereintritt dieses Landes ins Reich in Frage käme, so könnte das nur ein freiwilliger und selbstgewünschter sein. Die Zeit der Rußenscheitern und Kulturvermischungspropheten ist für uns vorbei. (Keinen Ort gibt es in Frankreich, wo man noch weniger von Doppelkulturtendenzen weiß als das Grenzland Nancy und Belfort.) Nur auf dem Boden eines restlos bejahenden Volkstums können die Früchte fremder Kulturen assimiliert werden. Die Wurzeln der völkischen Zugehörigkeit ernähren ein Volk bis in die letzten feinsten Spitzen seiner Geistigkeit. Die nationale Kultur läßt sich nicht auswechseln in der Westentasche mit herumtragen. — Augenblicklich braucht es einem wohl um die Selbstbehauptung dieses deutschen Stammes nicht allzu bangen zu sein. Und was das andere, die französische Vorherrschaft anlangt, so wollen wir nur eines zu bedenken geben. Ein Volk, das sein letztes sittliches Pathos auf die Behauptung eines erprekten Schuldseins verstreift, dessen ideales Ziel die Erringung eines Rennerdaseins auf Kosten anderer ist, die in ihrem Fleiß neidlos anerkannt werden — dessen kulturelles Selbstgeschrei und einzige politische Idee heißt: „Le boche payera tout“ — das bis in die Fingerspitzen nichts weiß als Angst und Haß, Haß und Angst: ein solches Volk dürfte schwerlich berufen sein, den Kontinent dauernd zu beherrschen. Denn der Geist mit seinen positiven Ideen ist im Grunde das Mächtige, und nur um seiner willen wird Macht und Vorherrschaft verliehen und ertragen.

## Rudolf K. Goldschmit / Anarchie im Drama.

Das deutsche Drama steht an einer Wende. Diese Wende soll die Entscheidung bringen. Wir erheben die bange kritische Frage: Haben wir heute überhaupt ein Drama? Und wohin führt der Weg? Wir sehen doch nur Auflösung. Lyrische Ekstase ohne dichterische und disziplinierte Kraft. Aber Ekstase ist zu oft der Schrei des Unmündigen und des Ohnmächtigen. Das Drama bringt objektivierte seelische Spannungen in organischer Form zur Entladung. Der Ekstasiker aber springt aufs Theater und schreit als lyrischer Monologist seine Predigten und Missionsepisteln heraus. Der Ekstasiker hat ein Recht, in seiner Eigenart gewertet zu werden. Aber wenn er das alte Theater als Rednertribüne benützt, muß er sich auch dessen Hausgesetzen beugen.

Wir brauchen gewiß keinen neuen Lessing, der in der allgemeinen Formfeindschaft einen auf undeutsche, antike Formeln gegründeten neuen dramaturgischen Kanon aufstellt. Wir kennen auch die alte Einsenwahrheit, daß nicht der Aesthetiker aus gegebenen Kunstwerken unumstößliche Gesetze schafft, sondern daß jeder große Dichter sich seine neue eigene Form bildet und keiner ein schöpferisches Genie ist, der sein Werk aus überlieferten, formal zurechtgehaunenen Bausteinen errichtet. Es gibt gewiß auch im Drama eine Form, wie jede Kunst ihre Form hat. Form ist nicht Kanon, d. h. äußeres, sondern inneres Gesetz. Dieses innere Gesetz ist uns verloren gegangen. Es herrscht heute „Anarchie im Drama“. Es war eine notwendige Aufgabe, einmal zu untersuchen, wie dies junge anarchische Drama ausseht, und die Quellen, Einflüsse und Erscheinungen festzuhalten. Vielleicht eröffnet dann dieser Weg Ausblicke auf die notwendige neue Form. Bernhard Diebold, der Frankfur-

ter Kritiker, hat in einem eben erschienenen Buche (Anarchie im Drama, Frankfurter Verlagsanstalt A.G. 1921) den Weg des neuen Dramas verfolgt.

Wie sah denn das Drama des letzten halben Jahrhunderts aus? Heibel war 1863 und Otto Ludwig im selben Jahre gestorben. Es folgte in Deutschland ein nie geahnter Aufstieg; die Siege von 1866 und 1870. Aber sie brachten uns nur äußere Macht. Die deutsche Seele, deren morschen Zustand wir jetzt beklagen, ist schon vor 50 Jahren verwundet worden. 1873 leitete Nietzsche seine „Unzeitgemäße“ mit den Worten ein: „Die öffentliche Meinung in Deutschland scheint es fast zu verbieten, von den schlimmen und gefährlichen Folgen des Krieges, zumal eines siegreich beendeten Krieges zu reden: um so williger werden aber diejenigen Schriftsteller angehört, welche keine wichtigere Meinung als jene öffentliche kennen und deshalb wetteifernd beflissen sind, den Krieg zu preisen und den mächtigen Phänomen seiner Einwirkung auf Sittlichkeit, Kultur und Kunst jubelnd nachzugehen. Trotzdem sei es gesagt: ein großer Sieg ist eine große Gefahr. Die menschliche Natur erträgt ihn schwerer als eine Niederlage; ja, es scheint selbst leichter zu sein, einen solchen Sieg zu erringen, als ihn so zu ertragen, daß daraus keine schwere Niederlage entsteht. Von allen schlimmen Folgen aber, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter, ja allgemeiner Irrtum: der Irrtum der öffentlichen Meinung und aller öffentlich Meinenden, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe assistiert habe und deshalb jetzt mit der Kränzen geschmückt werden müsse, die so außerordentlichen Begebnissen und Erfolgen gemäß seien. Dieser Wahn

ist höchst verderblich: nicht etwa, weil er ein Wahn ist — denn es gibt die heilsamsten und segensreichsten Irrtümer — sondern weil er im Stande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des „Deutschen Reiches.“ Diese Klage war bitter. Aber hatte er unrecht? Erinnern wir uns doch des Theaters jenes von Siegen und geschäftlichen Erfolgen gefälligten Bürgerturns. Der französische Boulevardschwank und die Ehebruchsdramatik regierte mit ihren deutschen Gesandten Lindau, Lubliner und Genossen auf den Brettern. Allenfalls ging man zu Gustav Freytag, las im Roman Julius Wolff und Evers oder die Goldschnittlyrik der Schefeleptigon.

In diesen behäbigen, unschöpferischen, elanlosen Zustand schlug die damals als Gegenreaktion gesunde von Norden und Osten vorbereitete Strömung des Naturalismus ein. Aber diese von so bedächtigen Naturen wie Fontane oder Brahm geförderte Kunst lebte sich abseits vom Staate, ja gegen ihn, aus. Der alte Staat förderte nicht die Kunst, wie man oft mißverständlich annimmt, sondern einzelne Künstler. Wildenbruch, Ganghofer, Bloem, Herzog und Vegas erfreuten sich der Günst, Hauptmann und die Impressionisten wurden abgelehnt. Ueber der Sehnsucht nach der Wirklichkeit in Form und Gehalt, über den Glauben an die alleinschöpferische Mittleraufgabe von Auge und Ohr vergaß man bald eines: die Seele. Diese ward der jüngsten Generation, die etwa seit zehn Jahren in Deutschland wirkt, zur alles bestimmenden Herrscherin. Hier steht nun Diebold mit seiner Untersuchung ein, indem er in drei klar umrissenen Kapiteln zunächst dem Verhältnis vom Drama zu Geist und Seele nachgeht. Diebold sieht und zeichnet sehr scharf das neue Drama der Expressionisten, das eigentlich zwischen Tragödie und göttlicher Komödie schwankt: der Weg von der Tragödie zu dieser neuen göttlichen Komödie führt vom Kampf des Ichs mit der Umwelt zur Passion des Bürgers. Aber dieser Bürger des Expressionismus ist eben kein „Held“ mehr, höchstens Prediger, womöglich noch Missionar mit dem Vorleben der Mörder, Zuhälter oder Tagesliebe. Alle die Welten, die an die Mauern des naturalistischen Dramas herangeschleudert wurden, erhielten durch ein einziges großes, erschütterndes Erlebnis die stärksten und bestimmendsten Antriebe: durch den Krieg. „Es ist so grauenhaft gestorben worden in diesem größten Kriege. Nicht die Leiber allein versielen dem Molooh. Die Seelen sind matt geworden in lebenden Leichnamen, entspannt vom Grauen, stumpf vor dem Ueberfluß des Schmerzes.“ Wir werden auch der Dichtung der Jüngsten nur gerecht, wenn wir uns erinnern, daß sie als Ausdruck der Zeit nicht das Erleben der nachkriegszeiten Zeiten, sondern gerade das Erlebnis des Krieges manifestieren wollen. Hermann Hesse, der doch gar nicht so revolutionäre, hat einmal um Verständnis für die Jüngsten gebeten: „Hier ist alles Stammeln, alles Aufstufung und Neubeginn, es gibt keine Formen und Grenzen mehr. Diese jungen Dichtungen mit den alten zu vergleichen ist unsinnig, von ihrer wilden Sprache Maß und Adel verlangen, ist lächerlich. Möglich, daß alle diese Werke wieder untergehen, daß nicht eines davon diese Zeit überlebt. Es handelt sich aber nicht um die Werke, sondern darum, daß sie der Ausdruck unserer Jugend sind, einer Jugend, die aus allen Träumen und Ahnungslosigkeiten ihres ersten Frühlings in den Krieg gerissen wurde, trunken von Angst, trunken von Blut, wild vor dem schauerlichsten Eingesperrtsein in Dienst und sinnloses Tun Tag und Nacht dem Tod gegenüber, dem Schmutz gegenüber, dem Ekel gegenüber, vom Unteroffizier und Leutnant gar nicht zu reden. Von dieser Jugend kann nur ein pedantischer Fanatiker verlangen, daß sie ihre Triebe, Wünsche, Verzweiflungen und Forderungen in erlesenen, von Tradition geglätteten, sanften, holden Formen äußere. Nun, sie tut denn dies auch keineswegs, sondern speit ihre Nöte in verzweifelten Eruptionen heraus, um nichts bemüht als um Ausdruck, um Wahrheit um Achtung vor dem eigenen Gefühl, alles andere preisgebend, alles andere hassend!“

Wir wollen nicht mit Hesse rechtfertigen und verteidigen, aber doch die tieferen Gründe, die zur Anarchie in der Dichtung geführt haben, erörtern. Als Kleist vor hundert Jahren seine „Penthesilea“ schrieb, urteilte über die aller Konvention ins Gesicht schlagende Gefühlswirren dieser Tragödie das kluge Hofräulein v. Knebel: „Ich glaube, bei diesen Herren (Dichter) hat sich das Blut, was sie sich im Kriege erhalten haben, alle in Tinte verwandelt.“ Mit ähnlichen Gefühlen stehen wir heute vor der Dichtung so vieler Jungen, und wenn die Erklärung zugleich auch immer verteidigt, dann bleibt doch noch viel übrig, zu richten und zu urteilen. Und auch das besorgt Diebold mit Geschmack, Sicherheit und Einsicht in das tiefste Wesen von Drama und Tragödie. Wo der Expressionismus nur Mode ist, da zertrümmert er in Anarchie die Formen. Als Weltgefühl ist er, sagt Diebold richtig, „uralt und ewig jung“. Wir denken an die deutsche Gotik, an Grünwald und die deutsche Musik, an die Mäare der alten schwäbischen Meister und finden geheime Fäden zu unserer jüngstdeutschen Sehnsucht nach Vertiefung des Lebens. Die Seele ist als Herr-

scherin über Geist und Leib gesetzt und sie, das zarte, hauchleichte Phänomen, wurde Despotin. Darin lag Gefahr und Todeskeim für die neue Kunst. Denn: „Seele ohne Geist ver trägt die Erde nicht.“ Seele allein aber gibt nur Gefühl und zerflattert als Gestaltloses, wenn sie nicht mit Stoff und Idee zum Organismus des Kunstwerkes zusammengeschlossen wird. Wo aber der Geist fehlt und der Körper von der Seele unterjocht wird, da werden Stoff und Idee — und so geschieht es bei den Jüngsten — zu Belanglosigkeiten negiert. Idee, Form und Geseh, heute verachtet, müssen wieder zur Geltung und Wirkung gelangen. Es gibt keine Gesehe für das Drama, die der Dramatiker sich nicht selber setzt. Es gibt aber auch keinen echten Dramatiker, der sich nicht innere Gesehe schäfe. Diese Selbstbefreiung von Geseh und Form erklären auch die Wesenheiten der neuen Dichtung. Ohne den ordnenden, führenden Geist schwankt die Seele in die Weg-Richtung der Triebkräfte. Sie singt vom Gros zum nackten Sexus herab und Erotik und Sexualität werden gleichwertig gesetzt. „Die völlig unbeherrschte Seele der neuen Poeten, Maler und Musiker spricht nur den Lokalfargon des geschlechtlichen oder sentimentalischen Augenblicks.“

Wie geht nun der Weg der Jungen? Diebold deutet leider nur an, wieviel auch diese Jungen dem von ihnen bestürmten Jhs danken, dessen Alterswerk doch in den Bezirken der reinen Seele endete. Er nennt leider nicht unter den Ahnen Georg Büchner, dessen aktivistischer Aufruf für die Seelenfreiheit des Menschen nicht ohne Grund eigentlich erst im letzten Jahrzehnt ein breites Echo fand. Dagegen finden die beiden größten Ahnen der neudeutschen Kunst eine sehr kluge und ausführliche Darstellung: Strindberg und Wedekind. Wedekind verschlug die moralische Struktur, welche die schwankenden Gestalten des Naturalismus notdürftig zusammengehalten, und peitschte die falsche Moral des Bürgerturns zum Tempel hinaus: die intellektuell eingetrichterte Rechlichkeit und Wohlansständigkeit zur Verdeckung heimlicher Laster und der polizeiwidrigen Dämönchen ihres Zwergverbrechertums. Er schlug grinsend den Heuchlern mit der Karrenpeitsche blutige Male ins Gesicht. — Den Schweden kümmerte weniger das Maskentleid der Moralen als die Menschenmünie hinter ihm. Mit von Weh bebender Hand griff er in die vertrockneten Kadaver nach dem Herzen und fand einen Stein oder eine Kröte. Dann schrie er in Paroxysmen zu den Himmeln. Strindberg war in Notwehr. — Der Angreifer zerstörte und gab dafür Fleisch. Der Mann in Notwehr floh und wies mit seinem Jammer auf den schwachen Punkt seiner Seelenwelt: wieder das Fleisch. Der Weg zum Fleisch und die Flucht vor dem Fleische wurden zum Zentralproblem einer ideenlosen Gesellschaft. Beide, Strindberg und Wedekind, waren Einzelgänger, Wegbereiter eines neuen Stiles. Töricht ist natürlich die Kritik boshaft lächelnder Philister, die aus der Ergebnislosigkeit des neuen Stils womöglich ein triumphierendes „Zurück zu unserem Klassiker“ schreien. Das wäre das Verderben jeder Kunst und führt nicht zu Schiller, sondern zu Pfiffand, Muffenberg, allenfalls zu Rudolf Herzog und den dramenschreibenden Oberlehrern. Wir brauchen einen neuen Stil, wie jede Zeit ihren Stil nötig hat; nur gebärt Gesehlosigkeit nicht den neuen Stil. Und es waren falsche Propheten der Gesehlosigkeit, denen die Jungen folgten: ein genialer Narr (Wedekind) und ein falscher Heiliger (Strindberg). Auch diese Betrachtungen sollen ja von der Anarchie im Drama handeln und zunächst von dem Anteil, den Strindberg und Wedekind an dieser Anarchie haben. Deshalb erübrigt sich hier, klarzulegen, was beide an tiefen dichterischen Werten der Zeit gegeben haben. Wedekinds Haß richtet sich vor allem gegen den Philister und dessen konventionelle Moral. So konnte Diebold sein Wedekind-Kapitel mit „Antiphilisterium“ überschreiben. Es ist eines der tragischsten Kapitel des neuen Dramas, daß der Hyper-Ethiker und Moralpurist Wedekind als unmoralisch verschrien wird, weil seine Moral mit der herkömmlichen sich nicht deckt. Was Wedekind in fanatischer Klage hinausgehaut, um zu bessern und zu richten, besorgt später Sternheim leichter, gefälliger, untragischer: den Kampf gegen den Philister. Wedekind predigt die Freiheit der Seele, er meint die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit der Seele und damit freilich auch der Triebe des Fleisches. Er schafft das neue biographische Drama, das jede Distanz zwischen Schöpfer und Dichtung auflöst und wird so zum Ahnen der Fälle von biographischen Dramen, die als Erstlingswerke der Sorge, Kornfeld, Hagenleber und Böttcher Gehör für sich von einem Millionenvolk erbaten und dabei nur höchst persönliche Nöte und Leiden ihrer Pubertätsjahre verbrachten. Wedekind, in dem doch der Expressionismus mit Fug und Recht seinen stärksten Exponenten verehrt, ist den Weg zu Ende gegangen, den unsere Jüngsten zum Teil erst angetreten, und rettete sich, o Ironie, in die Fambentradition seines Simfon und Herakles und in die Buchhistorie vom — Kanzler Bismarck! Fast aphoristisch spitzt Diebold diese Gestalt Wedekinds zu, nachdem er in ausführlichen Analysen sein Urteil vorbereitet. „Mit der Erotik wollte er Freiheit vom

Stügelst; doch zuletzt wurde er ihr Opfer und brüllte nun die Notischiere seiner höheren Moral aus dem Fegfeuer. Seine Tragik war die Ahnung, deren die meisten heutigen Fleischesser gar nicht fähig sind; daß der Weisheit letzter Schluß doch über dem Fleische steht — für Menschen. Diese bange Ahnung adelt Wedekind, wenn sie ihn auch künstlerisch schwächte. In Tiertragödien mögen wilde Stiere vor zahmen Haustühen den Sieg der Natur über schwächende Kultur unter Brüllen verkünden. Im Menschlichen versagt die Idee vom Fleisch gerade eben da, wo das Menschliche anfängt: bei der vom Geist geformten Seele. — Wedekind senkte die Fahne. Sternheim, Georg Kaiser und alle Phllisteresser übernahmen das Banner. Die Grotiker und Froniker grimassierten ihm nach in Scharen. Die meisten wurden aber fromm, schwuren den alten Adam ab und fielen in die Knie vor dem im Denkbild weiteren, wenn auch nicht weiseren Dichter: Anaxist Strindberg. Aber der erfolgreichste unter den Expressionisten knüpfte nicht an Strindberg, den Heiligen, sondern an Wedekind, den peitschenschwingenden Narren an: Sternheim. Er führt Wedekinds Kampf gegen den Phllister weiter auf einer freilich verschobenen Ebene. Aber während Wedekind in diesem Kampf noch mit Schwung, mit-Lit, mit-schrie, bleibt Sternheim kalt, distanzierter, zynisch-lächelnd, dabei andererseits auch überlegener als Wedekind, kurzum „Grandseigneur“.

Dieser „Grandseigneur“ aus dem Blute Wedekinds wollte doch einst — so hofften wir alle — ein deutscher Molière werden. Aber es stellte sich bald heraus, daß er nur ein Bastard aus der Kreuzung Wedekind, Molière und Berlin W. W. war. Sternheim liebt — das sieht auch Diebold sehr klar — seine Kinder nicht. Dabei geht er in seinem Hasse radikal gegen alle Bourgeoisie in Jägerhemden, Knüpfmanschetten und Männergesangsvereinsallüren vor. Er demaskiert seine Menschen, indem er ihnen die Sprache nimmt. So kann er mit seiner artifelosen Grammatik wohl charakterisieren, aber die Grenzen von Dichtung und Sprachturnerei werden vermischt und auf die Frage Unruh-Dietrichs in Unruh's Dichtung „Platz“: Welche Sprache redet man hier? weiß Sternheim-Schleich keine Antwort. Zweimal ging Sternheim mit seinem pointierten Wisz haar-scharf an der großen Komödie vorbei im „Bürger Schippel“ und in „Tabula rasa“. Aber schließlich enthüllt sein Plan einer literarischen Genealogie der Familie Schippel-Maske seine distanzierende Absicht allzu deutlich, in der formalen und ethischen Verzerrtheit seiner — Figuren, nicht Menschen die Diskrepanz von Ethos und Wirklichkeit zu bespötteln. Und damit schritt er vom Wege abseits, der allein — auch in der Komödie zur großen Dichtung führt: vom Wege des ethischen Beteiligtheits, der Liebe. Sternheim steht die Schwächen der Menschen schärfster, objektiver als Wedekind, aber lieb- und leidenschaftsloser. Er bleibt distanzierter Grandseigneur, wo er überlegener, alles verstehender und begreifender Geist und Ordner der Ideen sein sollte. Aus seiner kühlen Einstellung erwächst die Abkehr von der Form. Seine Form, die sprachlich jede konventionelle Bindung an gut und erdig gewachsenes Deutsch ablehnt, kann nur einen kleinen Kreis der Intellektuellen fesseln. Er buhlt nicht um die Gunst der Masse und nicht um die große Bühne des Bilderregisseurs. Auf kleiner Bühne spricht Intellekt zu — Intellekt.

Sie lieblos, kühl, objektiv gegenüber der Welt, die er sich baut, ist der andere Nachkomme Wedekinds: Georg Kaiser, der nüchternste Rechner und Seelenmathematiker des neuen Dramas. Stärker als Sternheim betonte er zunächst Wedekinds Erbschaft in der Herausstellung jener Seelenkräfte, die im Triebhafter, im Fleische verankert sind: das gilt besonders für seine Sexual-Komödien. Seine Unbeteiligtheit, seiner Sicherheit im Ban des szenischen Geschehens, das unter den Lebenden mit freilich ganz anderen stilistischen Mitteln nur Sudermann noch gelingt, wird zur äußerlichen Virtuosität, wo er soziale Unzulänglichkeiten (Gas, Koralle) oder seelisch-erotische Unfertigkeiten (Br. und im Dornhaus, Frauenopfer) ankümmert. Wo aber der Gros von der sicheren Hand des kühlen Rechners gebändigt wird, spüren wir immer geheimen Schauer. Notwendig zu Sagendes bleibt ungesagt, weil alles diesseits von Dichtung in den Bezirken des Artistentums gesagt wird. Es sind nur ganz schmale Wege, die von Georg Kaiser aus weiter führen können, weil die leitenden Mächte des Wesentlich-Dichterischen fehlen. Aber der Organismus des Kunstwerkes besteht nicht nur aus Stoff und Idee, sondern auch aus Gefühl.

Strindbergs Schaffen umfrakt nicht nur unmittelbare Abhängigkeiten, sondern auch jene jungen Dichter, die zunächst aus Wedekinds Einflusssphären kamen. Strindberg hatte mit Wedekind gemein das intensive Erleben des Problems Mann und Weib. Diebold nennt die Wurzeln dieser Stellung des Geschlechterproblems: „Eine Zeit ohne den Mythos der Antike, ohne eine allgelebte Aidenizende, ohne Tradition und Religion konnte für ihre dramatischen Stoffe nicht auf das Problem von Mann und Weib verzichten, das allein außer dem Erwerbsskampf eine allgemein-menschlich interessierende Kampf-form im Drama ermbalschte. Der Sozialismus und die Neurophysiologie beherrschten das Theater der Väterzeit als

Thema; häufigster Konfliktstoff zur Anwendung der Zeitidee ward die Liebe. Wie die Modernen mußten auch Hebbel, Wagner und Ibsen das Geschlechtliche als die Zentrale der Triebwelt erkennen; aber ihr Idealismus betonte die Liebe des Madonnenweibes, des Ewig-Weiblichen, das hinanzieht. Seneca, Genoveva- oder Solweighast steht die Frau erhaben über dem Mann, ohne wie Gretchen und Dantes Beatrice himmlischer Kanonisierung zu bedürfen. Die Liebe allein schon macht sie rein, heilig und wenig körperhaft trotz ihrer Triebe. Strindberg und Wedekind aber sahen das Weib im anderen Extrem als die Schwerkraft, die vom Himmel herunterzieht. Sie schlägt keine Philosophie vor dem ungeistigen Dasein der nackten Venus im Mittelpunkt des Lebens.“

Strindbergs Schaffen wird von Diebold in all seinen Verschlungenheiten, Windungen, Kreuzungen mit undichterischen Elementen und Exaltiertheiten verfolgt. Dabei wird uns deutlich, wie eigentlich Strindbergs Einfluß auf die junge Generation nicht von den geschlossenen Dramen seiner naturalistischen Epoche ausgeht, als vielmehr von jenen Werken, die aus einer Zeit stammen, da sich Strindbergs Bewußtsein zweifels- ohne krankhaft verändert hat und er aus dem galligen Selbstzerfleischer ein Bitter und Traumpieler wurde. Damals, als er „nach Damaskus“ ging, gab er doch neben vielen anderen Dingen eines auf, das den Nachfahren zum Verhängnis wurde. Alle die vielen mythischen Schwarmspiele und die falschen Legendenspiele mit erotischen Untermaulungen von heute werden aus dieser Quelle Strindberg gespeist. Der egoz-antische Schrei, die autobiographische Klage und Anklage, der Fanatismus und die zynische Offenheit des Bekennens, das rücksichtslose An-den-Pranger-stellen eigener Leiden, Leidenschaften und Erlebnisse, die kühne Mischung aus Verzweiflung, Melancholie, Freigeisterei und Pietismus, aus Titanentrog und Kindes-furcht — all dies bei Strindberg noch Ausdruck einer einzigen Persönlichkeit — wirkte auf die Dichter von heute wie giftiges Reizmittel. Strindbergs Einfluß auf die Dichtung des neuen Jahrhunderts kann nur noch mit Rousseaus Einfluß auf den ersten Sturm und Drang in seiner Wirkung verglichen werden. Es ist nun sehr aufschlußreich, den mannigfachen Linien nachzugehen, die unsere heutige Dichtung mit ihren Ähnen verbinden. Daß Georg Kaisers allzu bewußte, bis — sagt begründend Diebold — zur kubistischen Starrheit versteifte Dichtung nicht allzu wesentlich besser wegfürmt als die übrige Dramatik des Tages, leuchtet ein. Diebold verkennt nicht die positiven Werte, die jedes christliche dichterische Ringen hervorbringt und er weiß in seinen auf rund 500 Seiten ausgestreckten Analysen sehr wesentliche Dinge auch für Sorge, Kornfeld und andere zu sagen, wie er freilich auch — rücksichtslos des jungen Hafenclevers Weg von einer schwächtigen Dichtung zum brutal aufgepuhten Kino enthüllt.

Auch Diebold gibt schließlich lichtvollere Ausblicke, vielleicht sogar mit für Kaiser und Kornfeld zu optimistischen Urteilen. Sein Buch war notwendig; als Führer, Wegweiser, Mäher und Richter. Diebolds Werk ist die beste Literaturgeschichte der Lebenden, im Urteil meist scharf treffend, im Geschmack sicher, bei weitem nicht so lebensfremd wie Julius Bab, der von Feuilletonisten sich täuschen läßt, und er läuft auch nicht hinter jeder Tagesmode her wie neuerdings Oskar Walzel. In zwanzig oder dreißig Jahren wird man erst dies Werk nach Verdienst würdigen können und seine Urteile und Feststellungen durch die Entwicklung der Dinge bestätigt sehen.

Diebolds Buch klingt aus in einer sehr feinen, nachspirenden und mit-schwingenden Charakteristik des zukunftsreichsten der Jungen — Fritz von Unruh. Hier steht auch Diebold die gewaltigsten Phantasiekräfte am Werk. Er verdichtet die ethisch wie ästhetisch kraftvolle, ursprüngliche Absage Unruhs an Strindbergs und dessen Nachfahren Erlebnis des Weibes. Der neue Gros, von starkem Geiste gebändigt, und der neue Heros ist in Unruh zur Gestalt geworden. Noch fehlt ihm zur großen Form des für das eben herkömmliche Theater geschriebenen Dramas eines: die Diszipliniertheit der Fabel, die Geschlossenheit des Stofflichen. Aber seine Dichterkraft überragt alle, die an der Anarchie des Dramas zugrunde gehen werden. Zum ersten Male bringt er — trotz Diebolds gegenteiliger Meinung — den Heros wieder zur Geltung. Nicht den Heros des Krieges, sondern der Liebe und Menschlichkeit. Vielleicht scheidet ihn eben gerade hierin das Blut von seinen ihm wesensfremden Mitstreitern. Toller ruft „Masse Mensch“, Unruh hat schon in Dietrich den Helden, der Heros ist, weil er um sein Ich ringt. In dieser Wiedergeburt des neuen Helden trifft sich Unruh mit dem anderen ganz großen Dramatiker dieser Zeit, dem ethisch völlig verschieden verwurzelten Hermann Burte, den Diebold nicht nennt, weil er ja nur von der Anarchie, nicht von der Form im neuen Drama spricht und den er vielleicht auch nicht nach Wert und Bedeutung erkennt. Aber gerade die Tatsache, daß in unserer Zeit zwei so grundsätzlich widerstrebende, wesentlich anders geformte und doch so reiche schöpferische Naturen wie Unruh und Burte am Werke sind, darf uns an der Zukunft des deutschen Dramas nicht verzweifeln lassen.

## Emil Stürzenacker / Das Schloß zu Ettlingen.

Der Wanderer, der sich von Süden der Stadt Ettlingen nähert, erblickt von ferne den wuchtigen Bau des Ettlinger Schlosses, der nach Süden hin wesentlich das Stadtbild beherrscht. Das war natürlich noch weit mehr der Fall, als Ettlingen noch von Mauern umgeben war und somit ein einheitlich geschlossenes Bild darstellte. Damals ragten die Mauern des Schlosses stolz und trotzig in das Land, ein Wahrzeichen alter, unnahbarer Herrschermacht. Auch der Reisende, der von Norden oder Osten kam, wurde durch die Marktstraße in gerader Richtung auf das Schloß zu geleitet, niemand konnte Ettlingen betreten, ohne daß ihm wenigstens einmal innerhalb oder außerhalb der Stadt das Schloß als Schaupunkt erschien. Ja noch mehr, der Verkehr mußte zur Seite weichen, weil das Schloß die Durchfahrt weigerte. So sehen wir hier schon im Mittelalter ein Prinzip verwirklicht, das seine extreme, konsequente Anwendung in der Barockzeit fand, die Betonung der Bedeutung eines Gebäudes durch eine architektonisch bevorzugte Lage.

Leider ist das Schloß im Lauf der letzten Jahrzehnte fast völlig in Vergessenheit geraten; das ist ein beklagenswertes, unverdientes Schicksal, denn in der Geschichte des Schlosses spiegelt so viel aus der Geschichte unseres Heimatlandes wieder, daß ihr Studium ein sehr interessantes und fesselndes Kapitel der Kunstgeschichte unserer engeren Heimat ist.

In sagenhafte, graue Vorzeit weist uns der Volksmund, der wissen will, das Schloß sei aus einer keltischen oder römischen Niederlassung entstanden, und der Römerturm, der allerdings heute als solcher nicht mehr besteht, stamme noch aus jener Zeit. Für diese Ueberlieferung besteht immerhin einige Wahrscheinlichkeit. Die alte Gestalt des Römerturmes erkennen wir noch auf einer alten Ansicht der Stadt aus dem 16. Jahrhundert; da überragte er mit seinen drei hohen Stockwerken bei weitem Schloß und Stadt, den Wächtern auf seiner Rinne den Blick ins weite Land bietend.

Sein innerer Ausbau zeigt, daß er außer zu Beobachtungszwecken auch der Mannschaft des Schlosses im Falle einer Verteidigung als letzte Zuflucht gedient hat. Das Kellergerüst und seine drei Obergeschosse sind überwölbt mit einfachen Tonnengewölben, die uns ein Merkmal für das sehr hohe Alter des Bauwerkes sind. Durch kleine, in den Gewölben ausgesparte Löcher gelangte man von einem Stockwerk ins andere, durch diese Öffnungen wurde im Fall einer Verteidigung auch die Leiter hochgezogen, so daß man im oberen Geschloß vor dem nachdrängenden Feind sicher war und ein Mann den Turm verteidigen konnte. Heute hat er seine Bedeutung völlig eingebüßt: er ist in eines der geschlossen um einen quadratischen Hof gelagerten Gebäude des Schlosses als allerdings zweckloser Gebäudeteil mitvermauert worden, als die Markgräfin Augusta Sybilla das Schloß zu Anfang des 18. Jahrhunderts umbauen ließ. Das dritte Geschloß des Turmes wurde damals niedrigergerissen, soweit die Dachträge dies erforderte; auch von dem Gewölbe über dem 2. Geschloß ragen nur noch die Ansätze aus den Mauern. So ist er heute nicht mehr als Turm erkennlich, man wundert sich nur, wenn man den Schloßhof betritt, über die großen, fahlen Mauerflächen, die nur von einem kleinen Spitzbogenfenster durchbrochen werden.

Zum ersten Male finden wir das Schloß erwähnt im Testament der Markgrafen Bernhard I. vom 7. Juni 1412. Ein Schreiben des Markgrafen Rudolf an den Rat der Stadt Straßburg vom Jahre 1371 ist aus Ettlingen datiert, doch ist nicht sicher, ob damals das Schloß schon stand.

Die nächste Nachricht vom Schloß findet man im Landtagsabschied von 1558. Da heißt es, daß „des Markgrafen hies zu Ettlingen durch böse leut mit feuer verderbt worden“ sei, und daß der Markgraf, um für seine Gattin einen Witwenitz zu schaffen, „den haw zu Ettlingen getrungenliche an die Hand nemen müße“. So wurde denn das Schloß nach seiner Zerstörung durch die Bauern im Jahre 1525 unter Markgraf Philibert in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neu aufgebaut und durch Zukauf neuer Grundstücke beträchtlich erweitert. Damals hat das Schloß im wesentlichen seine heutige Gestalt bekommen, die Barockzeit konnte nur noch den Ostflügel und die Schloßkappelle hinzufügen. Am Anfang der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts dürfte diese Renaissancebauperiode abgeschlossen gewesen sein. 1612 wurde dann noch der reich ornamentierte Spätrenaissancebrunnen im Schloßhof aufgestellt.

Aus jener Zeit stammen noch die an den Fassaden des West- und Nordhauses vorherrschenden Fenster, die eine beachtenswerte Verbindung von Elementen der Spätgotik und Renaissance darstellen. Auch der Aufbau der Fassaden der beiden genannten Häuser zeigt uns den Kampf gotischer und renaissanceförmiger Gestaltungsprinzipien. Solche Feinheiten, die der Laie nicht beachtet, machen dem Kundigen das Studium des Schlosses anziehend.

Der Dreißigjährige Krieg ließ das Schloß verschont, aber am 14. August 1689 fiel es dem allgemeinen Brand zum Opfer, der auf Befehl Ludwigs XIV. damals ganz Baden und die Pfalz verwüstete. Immerhin scheint mir sicher, daß das Schloß damals nicht so gründlich zerstört worden ist, wie allgemein angenommen wird, denn die markgräfliche Familie residierte in den noldürftig eingerichteten Schlössern zu Baden und Ettlingen, bis 1704 die neue Residenz in Rastatt, das Werk Domenico Ghibie Rossis beziehbar wurde.

1690 hatte sich Markgraf Ludwig Wilhelm, der Türkenlöwe, mit der in Böhmen reich begüterten sachsen-lauenburgischen Prinzessin Franziska Augusta Sybilla vermählt, deren Andenken noch heute mit Recht im Volke äußerst lebendig ist. 1693 folgte die jugendliche Fürstin dem 21 Jahre älteren Gatten in die noch immer öden und wüsten badischen Stammlande. Diese Frau hat Baden unendlich viel Schönes und Gutes gegeben, ihre Schöpfungen zeugen noch heute für sie, und es sollte eine der vornehmsten Aufgaben der Denkmalpflege sein, dem Andenken der hohen Frau einen ehrenvollen Platz im Volk zu sichern.

Drei große Gaben sind es vor allem, die sich in ihr zu einem für das ganze Land bedeutsamen Dreiklang vereinigten, Klugheit, Frömmigkeit und Kunstsinne. Uns interessieren hier besonders die beiden letzteren, denn nur aus der Vereinigung beider ist das künstlerische Wirken Augusta Sybillas zu verstehen. Konnte sie sich auch nicht selbstschöpferisch betätigen, so gab sie doch ihren Künstlern die Direktiven ihres Schaffens, wies ihrem Können die Bahnen, so eine große noch heute lebendige Harmonie schaffend. Tatkräftige Unterstützung ihrer Neigungen gewährte ihr der Gemahl, für dessen hohen Willen zum Schönen das Schloß zu Rastatt noch heute berechtigt Zeugnis gibt. Aber schon 1707 schloß der Held von Stanfamen für immer die Augen, und Augusta führte nun 20 Jahre vormundschaftlich die Regierung für den 1702 zu Ettlingen geborenen Markgrafen Ludwig Georg.

Als 1727 Ludwig Georg die Regierung selbst übernommen hatte, wurde allen Ernstes daran gedacht, das Schloß zu Ettlingen als Witwenitz der Markgräfin auszubauen. Das Projekt, den inneren Hof des Schlosses dadurch zu schließen, daß man das Hofquadrat durch Aufbau eines vierten, östlichen Flügels vervollständigte, stammte nicht aus jener Zeit. Ein Grundriß aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zeigt, daß man diesen Plan schon einige Jahrzehnte zuvor in Erwägung gezogen hatte. Jetzt griff man diesen Gedanken frisch auf, erbaute aber an Stelle des damals projektierten Theaters an der Nordostseite des Schlosses die bekannte Nepomukkapelle.

Es scheint mir ziemlich sicher, daß von den Mauern damals wenig aufgebaut werden mußte, denn die Lieferung von Holz steht viel mehr im Vordergrund der Sorge als die Lieferung von Steinen, die übrigens einen recht geringen Umfang aufweist. Das ist auch ein Beweis dafür, daß das Feuer in der Hauptsache doch nur die Gebälke angegriffen hatte.

Das der Altbahn am nächsten liegende Südhaus wurde nunmehr zum Corps de logis ausgebaut und den neuzeitlichen Bedürfnissen der Herrscherin angepaßt. Hier befanden sich die Appartements der Markgräfin, das Audienzszimmer, und der Hauptsitzsaal, der im Volksmund noch heute als Rittersaal bekannt ist. Die meisten Räume waren in grünem oder rotem Damast gehalten, der Rittersaal aber war von Colomba ausgefacht. Der ursprünglich durch zwei Geschosse ragende und von einer Kuppel überwölbte Saal ist heute nicht mehr zu erkennen. Er ist durch Einziehung von Zwischendecken und Zwischenwänden in vier Räume zerlegt worden, als im Schloß 1874 eine Unteroffizierschule eingerichtet wurde. Die Stukkaturen im Corps de logis sind von Ricardo Donato Retti, der nicht identisch ist mit dem in Ludwigsburg ansässigen Paolo Retti. Die in manchen Räumen verwendeten Moir- und Ledertapeten hatte Augusta durch Vermittlung des ihr befreundeten Bischofs Damian von Speyer aus Italien und Holland bezogen.

Das Schönste, was damals geschaffen wurde, war sicher die schon genannte Nepomukkapelle, von der heute leider auch nur noch wenig erhalten ist. Der Bau und die Ausstattung dieser Kapelle lag Augusta ganz besonders am Herzen, sollte sie doch zur Aufbewahrung von Reliquien des hl. Nepomuk dienen, die die Markgräfin durch Vermittlung der Kaiserin bekommen hatte. Die Kapelle reichte durch drei Stockwerke und war von einer elliptischen Kuppel überwölbt, ihre ganze Schönheit ist heute zerstört durch Einziehung von zwei Zwischenböden. Die Ausmalung der Kapelle war das Werk des damals in Süddeutschland bedeutendsten Kirchenmalers, Cosmas Damian Asam, der auch die Schloßkirche in Mannheim ausgefacht hatte. Wir können heute nur noch seine genialen Schilderungen aus dem Leben des hl. Nepomuk bewundern, die die Kuppel schmücken. Von den Wandgemälden Asams ist nichts

mehr zu sehen, doch sind die Bilder noch alle unter der Länche erhalten. Colomba war an der Ausmalung der Kapelle nicht mehr beteiligt, er befand sich zu Alfons Zeit nicht mehr in Ettlingen, seine Wirkungszeit liegt zwei Jahre früher. Drei Altäre waren zu Ehren des Heiligen aufgestellt, Werke des Hofmalers Eichler; den plastischen Schmuck für die Altäre fertigte der Bildhauer Medel. Der Zugang zur Kapelle von der Stadt ist in späterer Zeit auch vermauert worden, die Tür befindet sich heute im Badischen Landesmuseum zu Karlsruhe.

Der ganze Bau wuchs unter der persönlichen Ueberwachung Augustas empor. Sie selbst unterzeichnete Rechnungen und Wochenausschlüsse und überwachte außerdem noch den Neubau der Martinskirche, des letzten Werkes ihres treuen Baumeisters Michael Ludwig Rohrer. Rohrer hat auch den Bau des Schlosses geleitet, doch ist es nicht möglich, seinen Anteil daran im einzelnen nachzuweisen, denn alle Pläne und Plisse zum Bau sind verloren gegangen, 1732 erteilte den rührigen Baumeister in Ettlingen der Tod; hier an seiner letzten Wirkungsstätte ist er auch begraben.

Die Markgräfin erlebte auch nicht mehr die Vollendung des begonnenen Werkes, sie starb am 10. Juli 1733 in Ettlingen und wurde ihrem Wunsche gemäß bei Nacht, mit dem Kleid einer Karmeliterin angetan, nach Rastatt überführt und dort an der Seite ihres Gemahls beigesetzt. Am 5. September 1733 wurde die Kapelle von Bischof Damian von Speyer geweiht.

Noch lange Jahre nach Augustas Tod wurde in der Kapelle täglich eine Messe gelesen, wie sie es in ihrem Testament bestimmt hatte. Ludwig Georg ließ 1735 aus Diamanten und Silber des Kronschatzes ein Reliquarium zur Aufbewahrung der Reliquien des hl. Nepomuk durch den Goldschmied Fürst aus Rastatt anfertigen.

Das Schloß diente nun nur noch einmal einer Markgräfin, der Witwe Ludwig Georgs als Witwenitz. Sie hat als letzte fürstliche Person das Schloß zu längerem Aufenthalt benützt.

Mit dem Anfall der baden-badischen Lande an Baden-Durlach begann auch die Bedeutung des Schlosses zu sinken. Der Rimbuss der Residenz schwand, es wurde Domäne, wurde profanen Zwecken dienstbar gemacht. Zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts wurden Räume zu Lazaretten, Wohnungen, Speichern usw. freigegeben, bis 1814 eine Schwadron des 2. badischen Dragonerregiments und 1815 das badische Bekleidungsamt mit Schneiderei und Dienstwohnungen hier untergebracht wurden. 1874 wurde das ganze Schloß der preussischen Militärverwaltung zur Unterbringung einer Unteroffizierschule zur Verfügung gestellt. Was bis dahin noch an künstlerischen Werten im Schloß vorhanden war, wurde rücksichtslos zerstört.

Was die Zukunft dem Schlosse bringen wird, steht dahin. Auf jeden Fall wäre zu hoffen und zu wünschen, daß es gelingt, den alten ehrwürdigen Bau einer seiner Vergangenheit würdigen Bestimmung zuzuführen.

## Wilhelm Zentner / Mensch heut noch . . . .

Willst du Gottes Stimme lauschen,  
unsres Blutes treuester Sage,  
träum dich ein ins Wasserrauschen  
aus dem Stundenwehr der Tage.

Seele, dunkel mitgerissen  
in den Flutensturz der Zeiten,  
ahnt dein klarstes, stillstes Wissen  
doch den Sinn von Ewigkeiten.

Sprühend wirst du dich zerstäuben  
und als Tau die Blumen nehen,  
wirst als Hauch im Abend trüben  
und die Stirn der Berge sehen.

Immer mußt du dich zerspalten,  
um am Ende dich zu einen,  
mit dem Wechsel der Gestalten  
wird die Leuchte heller scheinen.

Mensch heut noch und Wolke morgen,  
daß im Aether sie verfauge,  
heut im Duster noch der Sorgen,  
morgen Blick aus Gottes Augen!

## Hans Heinrich Ehrler / Die Dachstube.

Ein Idyll.

(Schluß.)

Nun fragst Du, wieder schweigend, was die sorgsam und zierhaft beschriebenen Blätter hier an der anderen Wand bedeuten? Es sind Proben meiner beruflichen Kunst. Du hast in den Zeitungen des öfteren eine Anzeige gelesen, folgendermaßen abgefaßt:

„Gelegenheitsgedichte höherer Art verfertigt, auch werden Aufträge in Schön- und Künstschrift angenommen: Lenzhaldestraße 122, Dachstock.“

Vielleicht dachtest Du, dieses gelesen habend, da sitze ein Schlucker, ein halbgeräucherter oder ein halbspinniger, ein Windbeutel, ein verfrachtetes Genie, Schnick-Schnack treibend. Es werde hier etwas verrichtet wie in einem Friseurladen oder etwas hervorgebracht, wie vom Zuckerbäcker. (Notabene gesagt, ohne diese beiden ehrbaren Gewerbe zu schmähen.)

Du täuschest Dich. Alois Harnisch treibt echte und edle Kunst, gibt sich Herzwerten hin. Betrachte Dir diese Erzeugnisse meiner Schrift, in Tinte, in Tusche, in Farbe, in Silber, in Gold! Glaubst Du nicht, das habe im klappernden Zeitalter der Schreibmaschinen keinen vornehmen Platz? Mit Stahlfedern aller Art, mit Schwänen, mit Gänse-, mit Kolibrikiel, mit Holzstift, mit Pinsel, je nach ihrer Art und ihrem Geßez ausgefertigte Arbeiten. Begründet auf Studien aller Formen (weist Du, daß Form die Erfüllung ist?) der Schreibkunde bis zu den mittelalterlichen Klosterpergamenten, ja bis zum ägyptischen Papyrus.

Siehe hier auf handgeschöpften Bütteln Korinther 13: Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Drei Wochen habe ich an dem heiligen Brief geschrieben, in diese Kutte gekleidet, welche da, echt weiß und schwarz in meinem Kasten hängt. Strahlt nicht die Botschaft des Himmels heraus aus dem Blatt, das ich Erleuchterer inständig schuf? Könntest Du es unvermerkt in alle Kammern der Erdmenschlichen legen, das Wunder des Heils wäre unter uns geschehen.

Auch faste ich bei solcher, aus Jenseits mir befohlener Arbeit, mich ihrer wert zu machen. Die Erden Speise verliert ihren Reiz,

Verzicht wird Genuss und die Gewichte des Stoffes wollen sich mindern, wenn die Seele sich beflügelt. Ich kam dann beinahe wirklich von der Luft leben. Von dieser frischesten, wunderbarsten der Würzen.

Hier dann erblickst Du Gedichte meiner teuren Dichter, Goethe, Schiller, Hölderlin, Mörike, Kerner, Uhland, Novalis, Eichendorff, um ältere und mehr als die heutigen passende zu nennen. In ihren eigenen Zügen nachgebildet. Eine Spielerei? Ach vermöchte ein weiland Thurn- und Taxischer Postreiter den adeligen Abgeschiedenen die Zeichen meiner hohen Huldigung und tiefen Einverlebung zu bringen! Elias Singer, der sonst ehrenwerte Antiquar und Autographenhändler, besuchte mich dann und wann, mein Neuestes anzuschmüzeln; er meinte beim letzten Mal . . . Alois Harnisch aber wies ihm die Türe.

Und wenn die blaue Kielesfeder meinen einstigen Freundinnen ein Billet oder einen Brief schreibt, sitzt in jedem, Du sagst Schnörkel, ich sage Ferkbogen, unsichtbar ein kleiner Vogel. Die Lesende weiß nicht, was da um sie singt.

Ein Jüngling (o wie liebe ich Jünglinge!) antwortete mir neulich, man spüre es meinen Briefen an, daß sie von oben über der Stadt kommen.

Urkunden für Vereine und Ehrenbürger hängen rühmlich im Land hin an Wänden, liegen kostbar in Kassetten. Vielleicht bist Du auch, von dem anziehenden Schmuck eines Buches verlockt, in einen Buchladen gegangen, um in dem erworbenen Druckwerk zu lesen: Einband und Titelblatt zeichnete Alois Harnisch.

Siehe dieses Blatt, eine Schrift, ganz nach den Regeln über das Papier geführt, zum Druck in ein Schulbuch bestimmt. Und doch (spürst Du es nicht?) ist etwas Besonderes daran, etwas von mir und meiner Wertelust, etwas, das sie trotz der haargleichen Form von jeder anderen Regelschrift unterscheidet. Zauber des Menschenwesens haftet für die Schüler daran, denen sie Vorbild sein wird.

Laß Dir weiterhin ansagen, wie in solcher Pflege ihres Gewandes die geliebte deutsche Sprache sich offenbart, wie die Worte,

ihr Klang und ihres Bildes verborgener Stan aus dem Gitter der liebevoll hingeführten Schriftzeilen hervor kommen ins Licht, und gleichsam entstehen zum Erstaunen des Schreibers.

Dunkles hellt sich auf. Wenn mir etwa ein Gedicht unserer heutigen jungen Dichter, welche ihre Welt aus Bergen großer Rede aufbauen, oder sie mit Feuersprüchen verbrennen, wenn mir solch ein Versrätsel nicht klar werden will, dann nehme ich ein Blatt Papier, und meine edlen ernstesten Zeichen schließen es nacheinander auf. Denn durch diese dringt mein inwendiges Auge auch ins Verworfene ein. Renne das wiederum keine Spielerei! Magische Zeichen sind die Buchstaben meines Alphabetes.

So sei endlich, nicht unbescheiden, mitgeteilt, daß ich selber dieses Weges ein Dichter geworden bin. Du weißt, was das Oberhaupt unseres Ordens zu Weimar einstmal verkündet hat: Jedes gute Gedicht sei ein Gelegenheitsgedicht. Meine Gelegenheitsgedichte, Verehrter, dürfen sich kühnlich in die Reihe derer setzen, welche der Herr Geheimrat damit auszeichnend meinte; auch wenn sie für andere Menschen und sogar um geringes Geld gebildet werden, das mein Unterhalt mich von den Bestellern zu verlangen heischt.

Hochzeiten, Taufen, Familien- und Vereinsfeste umkränze ich mit den Blütenzweigen meiner Carmina, Glückswände baue ich um junge Paare und spanne falterbunte Wiegendächer über jüngste Erden sprossen. Das wahrhafte Wunschkraut birgt meine Hand nebenbei ins Kissen. Ich lege das warme Licht meines zu ihnen hinab bewegten Herzens um Menschen, ich trage von oben meinen blauen Himmel, meine gültige Luft, meine Winde, meine Sterne aus meinem Gezelt auf sie in ihre Stuben.

Auch fallen Tränen der Erleichterung unter manchem dunklen Witwenschleier hervor auf Verse, die mild und leise vom Hingang teuren Lebens handeln.

Wollen Dein Ohr und Deine Seele eine Probe hören?

#### Vater und Mutter an der Wiege.

Aus vier Augen wurden zwei . . .  
Frag nicht, ob das Zauber sei!  
Muß das Licht uns schwinden gehn,  
Soll das Paar noch lichter sehn.  
All was Du wie ich geschaut,  
Trag viel tiefer es durchblaut,  
Und was uns verhüllt lag,  
Wartet darin auf den Tag.  
Unserer Augen Zeiterschein  
Darf nun ewig sein.

#### Eine tote junge Frau.

So legte in ihr Kissen sie sich still hinein,  
Mit einem Lächeln, das ein fein Geheimnis hält.  
Und im Gesicht noch spricht ein heller Schein:  
Warte, ich bringe Dich drüben zur Welt . . .

#### Inskript auf eine Gruft.

Wir bergen, Mutterherz, in Deinem Grabe,  
Was je die Erde gab an Lieber Habe.  
Legt man auch uns einst zu des Maltes Stufen,  
Hast Du nur unsere Herzen heimgerufen.

Das steht im Waldfriedhof in Stein gehauen für die Augen von Geschlechtern.

O, ich könnte unvermessen einmal von dieser Art meiner Dichtkunst eine Sammlung herausgeben und wohl bestehen vor den Kundigen.

Du denkst: der ist ein Prahlpinsel! Nimmermehr, es soll Dir nur gezeigt sein, wohin und wie weit wir getragen werden können, wenn wir uns ganz einem schönen Tun hingeben.

Und, Freund, alles ist Gnade. Oft kniet Alois Harnisch plötzlich im Nicht, das unvermutet geschenkt in den Grund seiner Seele fällt. Alles ist Gnade.

Das wisse auch, der Mensch, der nicht irgend etwas Kunstreiches treibt, eine edle Liebhaberei, ein Formspiel über dem grauen Werktag hat, bleibt ein bettelarmer Kerl und eine verlebte Kapfel.

Ob ich wohlhabend oder gar reich geworden bin? Freund, Du riechst schlecht in diesem Augenblick! Wer von Geld redet, strömt üblen Atem aus.

Freilich, in meinem Kasten liegt das Sparkassenbuch Nr. 12 758, mit 1000 Mk. beschrieben auf Zins und Zinseszins. Die Summe hab ich erst im letzten Herbst angelegt nach der Lungenentzündung, die mir eine geschwächte Brust und vielleicht den Keim

eines Siechtums hinterlassen hat. Es ist also zur Vorsorge, nichts mehr wird dazu getan werden. Das andere verbrachte ich als Nikolaus, Christkind, Osterhas, auf einem Ausflug einer Wanderung, bei einem Schoppen Wein.

Ein Vermögen birgt der Kasten noch. Es war vor Jahren, als Student hatte ich auf der Universität fünf Jahre lang nicht die rechte Fakultät und nachher als Bürger noch nicht recht die Praxis eines Erwerbes gefunden. Da schrieb ich einem Herrn eine Handschrift ab, lobesam, zur Freude des Auftraggebers. Der reiche Mann frug, gewiß durch Fadenschein und Spiegelglanz des schwarzen Gehrocks aufmerksam geworden, wie es mir so gehe. Es ging mir nicht gut, das sagte ich verschüchtert. Der reiche Mann machte sich von ungefähr im Nebenraum zu schaffen, und wie ich mich verabschiedete, hielt ich einen geschlossenen Briefumschlag in den Händen. Das Kuvert liegt uneröffnet unter dem Sparkassenbuch. Eine Scham hielt mir damals das neugierige Messerlein beim Ausschneiden an, trotzdem ich Hunger litt. Und seltsam, plötzlich nach vierzehn Tagen ging es besser. Ich fand meinen Weg.

Siehe, hier ist es! Du weißt nicht, was darin ist; ich auch nicht, seit über einem Duzend Jahren. Aber ich denke, mehr als der Schatz Salomonis und die Milliarden der Rothschilde. Ein wenig ist's wie mit der Liebe, die man nicht aufschließt, sie zu verbrauchen. Und wieder zeigt sich das Gleichnis und der Schlüssel meines Lebens.

Still! Peter, der Star sitzt auf dem Brett, er kommt herein, er wittert Dich, und sagt: Besuch? Ich will nicht stören! Dann spitzt er den Kopf zur Seite ab, und der Fensterrahmen ist wieder ganz blau gefüllt.

Gehört's nicht dazu, daß die Vögel meine Vertrauten sind? Wiße, sie werden es denen, die möglichst leicht und untüchtig riechen; der Geruch der Heiligkeit, den es wohl gibt, jene Essenz des Franz von Assisi und der Einsiedler, welche mein Leib freilich nicht an sich trägt, ist ihnen am liebsten.

Dieser leere offene Käfig, von mir selber aus Holzstäblein gefertigt, gehört meinem Distelfinken. Der fedrige Lausbub sitzt gerade drüben im Park des Fräuleins. Soll ich ihn rufen?

Das nächste Jahr, weil ich es wünsche, und nur darum, wird auf der andern Seite meines Dächleins gegenüber dem Staren, ein Schwalbenpaar nisten.

Du erblickst auch dort ob der rechten Türe im einzigen Schatten der Stube ein Kaninchenfell angenagelt. Das ist für einen nächtlichen Gast, meine Fledermaus, die dort von mir ihr hängendes Lager bereitet erhielt. Keinen Irrtum bei ihren Krallen hervorzurufen, schlafe ich, meinen Schopf in einer Kappe bergend. Mir ist, als wäre mit dem urzeitlichen Halbvogel die Nacht selber bei mir hier in der Stube mit allen ihren zwiefältigen Mächten. Wenn ich ihm von meinem Bett aus pfeife, gibt er leise Antwort aus der Ecke. Sitze ich zu lang unter meiner Lampe bei Kunstschrist, Dichtung, Lesung, rauscht's auch manchmal von hinten auf. Dieses heißt: Mann, leg Dich nieder, gedenke Deiner schwachen Brust! Folge ich nicht, dann rauscht es wieder und der Fittich streift über das Licht: Wenn Du, Törichter, nicht löschest, lösche ich! Was bleibt übrig, ich verdunkle das zauberhafte Lichtzelt auf dem Tisch und das helle Theater im Raum meiner Gehirnwände.

So siehe, wovor die Menschen sich fürchten, das ist mein guter Dämon.

Und ich glaube ganz gewiß an unsere Verwandtschaft mit Tier und Pflanze, nicht nach der neumodischen groben Lehre der Abstammung, sondern irgendwie nach der heilig alten Sage von der Wiedergeburt.

Wenn uns nachts im Traum Alge und Kraut umschlingen, ein Hund mit uns brüderlich redet, wenn wir ganz echt Kuckuck rufen, wenn wir fliegen, o wahrhaft fliegen können . . . Freund der Seltsamkeiten, glaubst Du nicht auch?

Und draußen in Wiese und Wald einzuschlafen, hineinzufinken, werden wir nicht von dem weggenommen, aufgesogen, woher wir einmal gekommen sind?

Du bist in einer Kammer der Ehrfurcht vor der Magie abgelebter und künstlicher Tage. Die geheimen Wissenschaften sind die Wissenschaften Gottes und aus verhängten Gezeiten kommt das Licht. Auch lese ich herzlich gern Fabeln, die vorzeitlich Trautes gewaltig wahr erzählen. Und die Märchen; es wird wieder einmal ihre Zeit kommen, wo sich Tiere und Menschen verstehen. Du kennst die Geschichte von der Gänsemagd, die wunderbare? Jüngst träumte mir, ein Pferd wolle mich in die Hand beißen. Da sagte ich zu ihm: Falada. Und das Pferd wurde mild und ein gutes Gesicht, das sich an meinen Arm schmiegte. So wird es einmal sein.

Siehe, Du stehst im Raum des Geistes und unter dem Gesetzesszirkel der Phantasie, der Allesgebärerin. Du dachtest, in ein Idyll gekommen zu sein, wo kleine gequälte Armut haust, Näherinnen, Fabrikler, oder wo leichtfertige Musikanten und laufige Dichter ihr Mißwesen treiben.

Du hast nicht ganz unrecht für den Fall, daß Du mich als Boeten nimmst. Und wohl lebte hier auch ein Musikant, Herr Balthasar Rehbach, der Selige meiner Frau Wirtin. Er starb acht Tage, bevor ich einzog, in meinem Bett dort, ein alter frommer Mann der verklärten Armut, welcher nur noch dem lieben Gott seine Instrumente vorführte in den letzten Lebensmonden. Vor jenem großen Kreuz.

Frau Rehbach hat in ihrer Stube Geige, Flöte, Pifton. Dort die Guitarre gab sie mir in meine Stube. Auf ihr hat er zum letzten Mal gespielt und das selber in Töne gesezte Lied Justini Kerners gesungen:

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,  
Weiß nicht, wohin ich werd genommen;  
Doch weiß ich fest, daß ob mir ist  
Eine Liebe, die mich nicht vergift.

Einmal hat der Jüngling es seines Weges auch in Weinsberg selber dem Herbergsvater aller Wanderer vorgesungen. Der ist darob ganz verstummt dagesessen, bis er mit weiten Armen auf den fremden Sänger zuschritt und ihn an die breite Brust nahm.

Dies Begebnis war das Prunkstück unter den Geschichten Balthasar Rehbachs. Er ist, es in sich tragend, auch an Gestalt, Redeweise, Tracht und Art gleichsam nie aus jenem Tag und aus den erfreuten Augen des Dichters herausgekommen. Die Weinsberger Lust von damals, die lieblichste, welche je in unserem deutschen Vaterland geweht hat, war um ihn geblieben.

Eine Woche, nachdem sie ihn hinausgetragen, lag ich in seinem Bett; der Hausfreund kam zur vereinsamten Witwe in Miele.

In der ersten Nacht geschah ein Spuk an mir. Ich wachte um zwölf Uhr auf und griff mit beiden Händen nach meiner Brust, ob ich nicht tot sei. Langsam füllte mich, gleich einem geleerten Gefäß, die aus mir geschwundene Empfindung des Lebens wieder. Es kam (grün, blau, rot, silbern, golden, ich weiß es nicht) von dem über mir erschienenen Leichengesicht des Musikanten.

Dann kam die . . . Krankheit, ich habe schon davon berichtet. Alles, was sich je mit mir ereignet hatte, zeigte sich darin rätselhaft erklärt. Siehe, Freund, auch jene geheime Wehr und angeborene Schüchternheit, die mich hinderte, die lieblichen Begegnungen meines Lebens zum Besitz zu machen. Es sieht etwas in mir, das einmal nach mir langen wird. Morgen? Uebers Jahr?

Siebenzig mal siebenmal werde ich gestorben sein, wenn ich mich unter dem Kreuz des Heilands zum letztenmal auf der Matraze

Balthasar Rehbachs strecke. Was dann geschieht, wird nimmer schwer sein und hier oben schon irgendwie über der Welt, die gesegnet dahinter bleibe. Ich werde dann gewiß rein genug sein, ins selbige Leben einzugehen und leicht genug für den Flug in den Himmel, der so nahe ist.

\* \* \*

Nur ein Gedanke dieser Erde hängt manchmal noch in die fromme Bereitschaft, den Flug gen Himmel zu nehmen. Welches Bildlein wird zu jener Stunde an dem Bett hängen? Die erste zwölfjährige Liebe, Ferdinande Heigeling, das Oberamtmannstochterlein von daheim; Johanna Bistorius, die Mutter aller Mütter, welcher von anderem Mann sechs Söhne und sechs Töchter wuchsen; oder meine jüngste dreizehnjährige Freundin, Grete Schmidlin, die noch vor einem Viertelsjahr bei mir im Fenster saß, eine helle Freudenfloche, mit den schlanken weißen Fingern auf der Guitarre das von mir erlernte Lied des Erblassers spielend. Als sie fertig war, kam viel übersüßer Rauch der Gärten in die Fenster herein.

Andern Morgens fanden die Leute drüben im Haus gegenüber nur noch den Leib des schönen Nachbarkindes in seinem weißen Bett. Der Lustgeist hatte die Seele aus der Hülle geholt, sie gewiß in der Weise des kleinen Liedes emportragend.

Siehe das braune Holzkästlein, seinen Griff und seine Saiten! Zwei Tote, der alte Mann und das Jungfräulein haben es mir vermacht. Ihre Hände sind mit daran, wenn ich daran rühre und was ich darauf spiele, was ich dazu singe, hat einen Wiederhall in meinen Wänden, der nicht von herinnen kam. Grete Schmidlin sagte an jenem letzten Abend auf einmal: „Weil Musik ist, ist auch lieber Gott.“

Und siehe, siehe, Freund, das im Faust am Schluß stimmt. Gesegnet seien die Mädchen und die Frauen!

Aber was wird? Ich spüre eine warme junge Männerhand. Ist es die Deine? Ich sehe ein Paar Augen, mit zwei Wasserperlen darin. Und ein Mund ist da, rot sich öffnend zu einem hörbaren Laut, der mir dankt.

\* \* \*

Habe ich Dich in solch ein Zaubereich geführt, daß auch Dein Körper Dir nachkommen muß, um ganz hier zu sein?

Ein Glas Wein noch? Und jeder Zeit bist Du willkommen. Schreibe ein Billett zuvor! In dieser schwarzen Wachstuchmappe, an dieser landesfarbenen schwarzroten Korbelle ziehe ich, wenn es drunten dreimal klingelt, meine Brieffschaften empor, um dem Postboten die fünf Stiegen zu ersparen. Auch die Zeichen aus der Menschenwelt fliegen zu mir herauf.

## Zu dem Aufsatz: Singen, Amt Durlach (Nr. 6 vom 6. Febr. 1921).

Im vorletzten Absätze erwähnen Sie die Neckerel der Singener Bevölkerung mit einem aus der Tasche hängenden Sacktuch. Ich erlaube mir, Ihnen aus meinen Jugenderinnerungen folgendes zur Ergänzung und Aufklärung zu geben:

Als ehemalige Wilferdinger lebten wir Burschen mit denen von Singen in dauerndem Kleinkrieg. Unter den Lebenswürdigkeiten, mit denen uns die Singener bedachten, war für uns das Wort „Schnofschleier“ — (Schnafenschleier) — das beleidigendste. Dafür nannten wir sie „Bärenreiber“. Wollten wir unsere Gegner aber ganz besonders in die Wolle bringen, so wurden sie von uns „Schnapsler“ genannt, und dabei hingen wir unsere farbigen Sacktuchzipfel zur Tasche heraus. Dieser Zipfel ist ja bekanntlich das Attribut des Schnapslers (Pumpen).

Ihre, verehrter Herr Redakteur, als Pennäler getätigte Handlung war also eine der schwersten Beleidigungen, die Sie den Singenern antaten und Sie hatten Glück dabei, daß Sie ungerufen davonkamen. In meiner Jugend kannte ich größere Burschen — von uns Kleinen als Helden bestaunte Größen — die von solchen Gängen mit dem Sacktuchzipfel Hörner und Beulen davontrugen. Kein Wunder; denn Groß und Klein, Arme und Reiche, selbst das Hundevieh war bestrebt, solche Beleidigung zu rächen.

Wir Kleinen, wenn wir gezwungen waren, den Ort zu durchqueren, prüften daher am Ortseingang immer sorgfältig unsere Taschen, ob der Zipfel des Sacktuchs auch wohl verwahrt sei, denn wir wollten den „Schnapslern“ keinen Anlaß geben, unseren Buckel bläuen zu können.

Neckergemünd.

Albrecht, Hauptlehrer.

\*

In gleicher Sache gibt uns Herr Kirchenrat Hoehler, der dreißig Jahre zu Singen Pfarrer war, und dem Redakteur unbewußt einen lieben alten Dübengruß aus der Jugendferne gebracht hat — war doch sein verstorbenen Sohn ein Mitschüler von mir und fiel seinerzeit beim Eintritt in die Tertia durch sein gutes Latein auf, wie es nur Pfarrer und Lehrer in ganz eigentümlicher Selbständigkeit, schulpädagogisch wahrscheinlich nicht gut und daher in erfreulicher Frische weit weg von allen ober-schulrätlichen Vorschriften beibringen — folgende Erklärung: „Die herabhängenden Taschentücher beim Durchgang des Dorfes Singen, die allenfalls Schelte und Schläge eintragen könnten, bedeuteten die Eselsöhren des statt eines Bären erlegten Grantieres!“

Serrenalb.